

# Winkelrieds Heimfahrt von Adolf Frey

Autor(en): **Fierz, Anna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **11 (1907)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576391>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Auf dem Suwako. Wettrennen.

die Zeit zur Abfahrt; doch hatte sich der Himmel, der uns vier Tage so gnädig gewesen, bewölkt, und wie wir die Schlitt-

der in der Hauptstadt des Landes ein.

Dr. Fritz Paravicini, Yokohama.

schuhe abschnallten, fielen die ersten Schneeflocken. Die Mitglieder des jungen Schlittschuhklubs gaben uns das Geleit vom Eis bis zum Bahnhof. Hier war große Abschiedsversammlung, und die Frau des Bürgermeisters hielt die offizielle Rede, so wohlgeleitet und höflich, daß das Verständnis ungemein erschwert wurde. Um höflich zu sein, verwenden die Japaner von der gewöhnlichen Sprache ganz verschiedene Worte und Satzgefüge sehr komplizierter Art, und um den Stil einer Rede zu adeln, ersetzen sie die japanischen Alltagsausdrücke durch gewählte, dem Chinesischen entnommene Wortbildungen. Die sehr nett und intelligent aussehende Rednerin begleitete uns dann samt ihrem Töchterchen bis zur nächsten Station. Als wir ihr und durch sie unsern Freunden in Shimosuwa sagten, daß wir an diesem Ort vier der angenehmsten Tage unserer Erinnerung verbracht hätten, war dies keine leere Höflichkeitsphrase, sondern es kam von Herzen.

Nach zehnstündiger Eisenbahnfahrt, einer Kleinigkeit für ostasiatische Begriffe, trafen wir wie-

## Winkelrieds Heimfahrt von Adolf Frey.

Die soeben erschienenen „Gedichte“ von Adolf Frey sind eine Neuauflage im vollkommensten Sinne des Wortes. Eine ganze Reihe von Dichtungen, die in dem 1886 veröffentlichten Bande enthalten waren, sind eliminiert, andere sind teilweise, manche vollständig umgearbeitet. Eine Anzahl von neuen Werken ist hinzugekommen. Die Totentänze, die bis jetzt ein Buch für sich bildeten, sind mit aufgenommen und fast um ein Drittel vermehrt. So imponiert der nebenbei bemerkt auch äußerlich sehr schön ausgestattete Band durch Fülle. Sie vervielfacht sich dank dem Umstande, daß die hier gebotenen Kunstwerke auch im einzelnen schwer wiegen. Sie drängen ihren Gedanken-, Gefühls- und Bilderreichtum jeweilen auf den kleinstmöglichen Raum zusammen. Was uns an origineller, überaus plastischer und scharfgeprägter Erscheinung im Totentanz, in den Gesichten, in den Balladen und Romanzen entgegentritt, was die Abteilungen „Liebe“, „Tag und Traum“ an Tiefe und Leidenschaft, poetischer Schönheit und Gestaltung noch gewonnen haben, das kann alles hier im Vorübergehen nur andeutungsweise bezeichnet werden.

Einer ins Schrankenlose drängenden Phantasie steht bei Frey gegenüber die besonnene Kraft des Meisters, der seiner Sprache und Darstellung jede wuchernde Ranke beschneidet. Neben den Bitterkeiten der Erkenntnis behaupten sich der Stolz und die Würde der Resignation. Der neue Gedichtband birgt ein insbesondere auch nach der Vergangenheit hin und den Tiefen und Höhen der menschlichen Seele zu erweitertes, außerordentlich vollständiges Weltbild.

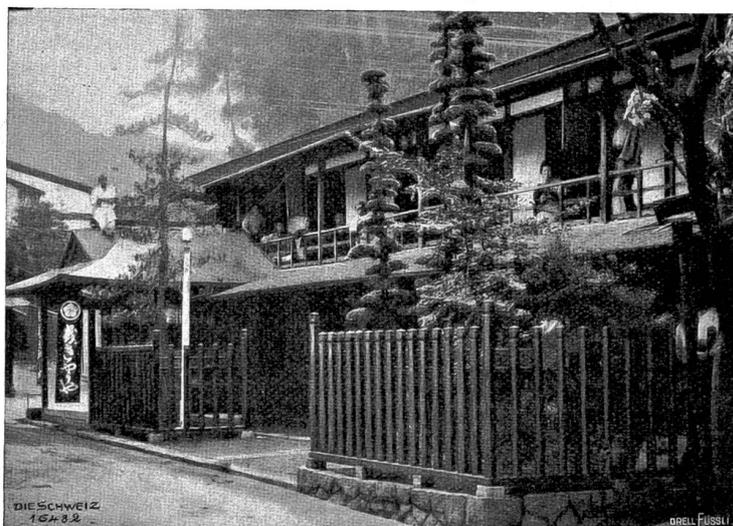
Lyriker und Epiker machen sich in dem Buche Freys den Rang streitig. Beide schenken sie uns Werke, deren Gehalt und Inhalt durch schweizerische Grenzen und Landesmarken nicht gebunden ist. Insbesondere das Naturlied Freys hat sich tief im eigentlichen „Busch und Tal“ der deutschen Dichtung angefedelt. Andererseits freilich würde man mit ihrem schweizerischen Gehalte doch wieder die ausschlaggebende Bedeutung der Poesie

Adolf Freys verkennen. Im vaterländischen Lied, in der Ballade mit schweizerisch-historischem Inhalt pulsiert der Herzschlag auch dieses Buches.

Unter den in die Gedichte neu aufgenommenen Werken finden wir die bisher unveröffentlichte Dichtung „Winkelrieds Heimfahrt“. Sie vertritt die vaterländische Kunst Freys, wie auch seine Kunst im allgemeinen, auf das vollkommenste.

\* \* \*

Es läßt sich kaum ein Thema denken, das, vorausgesetzt daß wir es mit einem Dichter von Rang zu tun haben, sicherer eine schöne Dichtung gewährleistete als Winkelrieds Heimfahrt. Die bloßen zwei Worte sind von Stimmung getränkt. Ein Totengeleite, ein ferne verklingender Schwertklang, verbäumerndes Spätrot und Glockenläuten, das sind die Vorstellungen, denen sie rufen. Vermehrt um die Schönheit ihres Schauplatzes,



Teehaus zur Glockenblume (Atsuhya).

der vier Länder am See, machen sie des Schweizers Herz erbeben.

Adolf Frey gibt uns das alles in vollendeter Weise. Und nicht nur das. Sein Werk gründet sich auf eine in Midwalden heute noch verbreitete Sage, der zufolge Winkelried nicht vor den feindlichen Speeren, sondern am Tage nach der Schlacht auf der Heimfahrt gestorben ist. Der Held gelangt also noch zum Wort. Es ist aber das Wort eines von Erdenbanden allbereits Befreiten, ein Wort gewissermaßen vor Gottes Thron. Die Dichtung Freys läßt hinter dem bekannten starken Kriegsmann Winkelried seine verklärte Seele auftauchen. So gibt sie uns tatsächlich schlackenloses Schweizertum und damit eine Art Heimatkunst höherer Ordnung, die es uns wieder bestätigt, daß Frey nach Gottfried Kellers Tode den schweizerischen Fahnenflug in seine Poetenohhut genommen hat.

Die Vorliebe Freys für den Winkelriedstoff ist für diesen Dichter bezeichnend. Ebenjoseph ist es die Art, wie er ihn hier behandelt und seinen bisher unerschlossenen Gehalt an Sanftheit ausgeschöpft hat.

Lyrik kommt der fühlendsten der Künste, der Musik gleich. Es mag sich damit decken, daß Winkelrieds Heimfahrt Kantatenform hat. Vermutlich wäre die Dichtung auch ohne diese Form musikalisch bis zur Kraft der Beglückung. Das Erlöschen eines Heldenlebens, die Treue eines frommen Volkes walten und vollziehen sich hier, man darf es wohl so nennen, mit Melodie. Diese Dichtung Freys scheint ihren Klang und Rhythmus ganz unmittelbar vom Wind und Wellenschlag ihrer Schauplätze entliehen zu haben. Musikalisch befriedigen, vom sprachlichen Wohlklang ganz abgesehen, die fein abgetönten Uebergänge, das Zueinanderschmelzen sich scheinbar ausschließender Empfindungen und Zustände.

Ein Blick auf die Handlung schon, die Totengeleite und Siegeszug zugleich ist und aus dem zauberischen Spiegel des Vierwaldstättersees wieder scheint, ein Blick auf diese Handlung sagt uns, daß Stimmung, Beleuchtung, Ton und Farbe in der Dichtung Freys herzerschütternd wechseln müssen. So gleicht sie einem frisch erblauten Himmel, an dem die Wetterwolken eben abziehen, überdies mit goldenen Mändern Stücke eigentlicher Himmelsauen freilassend. „Hoch über den Firnen Und fahrendem Wind, Da sitzt in der Glorie das Engelgehind.“

Den äußern Vorgängen nach ist Winkelrieds Heimfahrt durchaus Licht; denn auch der Tod hat nichts Düsteres; der Held stirbt selig. Andererseits ist es natürlich, daß die noch nahe „behelimte Fluh von Speeren“ in der Dichtung nachschattet und die erst gefrüge „Heumondmittagsglut“ noch im Blute der Handelnden fiebert. Und der auf den ebenen Helden wartende Tod hat für uns moderne Zuschauer doch auch wieder seine volle Bitterkeit. Not und Lieblichkeit, Erdenleid und Himmelsglorie, blühende Morgenlandschaft und die Umrisse dunkler Pfarrhöfe und verwaister Heimstätten, Schlachtlärm und Schiffergesang, Lebenslust und Geisterleid lösen sich in der Dichtung Freys ab. Von Sterben und Unsterblichkeit läßt sie die erschütternden und triumphierenden Bilder einander folgen.

„Und fahr' ich im Traum  
Mit reißigem Heer  
Und schweb' ich in Fahrnis  
Vor Schwert und vor Speer —

Anlacht mich der Tag  
Und schüttet herein  
Wildfinkenschlag  
Und Sonnenschein.“

Diese Worte sind Winkelried in den Mund gelegt. Es schwebt dem Fiebernden vor, daß solcher Art sein Erwachen sein werde, nachdem er wieder unterm Frieden seines Daches habe ruhen dürfen. (Frey läßt nämlich seinem Helden die Zuversicht zu genesen). Die genannten Worte könnten aber auch das wechselvolle Kolorit der Dichtung im Bilde darstellen. Ihre Schönheit läßt sich wohl auch auf den folgenden

Umstand zurückführen: Sozusagen alles, was wir gewahren, ist über seine gewöhnliche Art und Erscheinung hinaus erhöht oder vermehrt. Die von der großen Zeit und größern Tat Winkelrieds erregten Ländler sind es; der Held selber, fiebernd und an der Erhabenheit seiner letzten Gesichte emporwachsend, ist es. Bereichert ist das Gelände am See durch die Staffage dieser, um ein Wort Kellers zu gebrauchen, „wahrlich gut bemannten“ Schiffe, desgleichen, im historisch-malerischen Sinne, ist es das im Hintergrund auftauchende Blachfeld: „Die Harste der vier Länder Die standen mit guter Behr Zu Sempach vor dem Walde . . .“

Den in dem Werke ruhenden Sprachschatz vermehren kräftige schweizerische Eigenwendungen, während überdies, anlässlich der letzten Delung, der dunkle Purpur des Lateinischen sich seinem Silberglanz gesellt.

Zum Idealbild erhöht ist aber vor allen Dingen das Bild mittelalterlich schweizerischen Hirtenlebens. Der Dichter stellt es mittels der Phantasien des seinem Heimatlande nahenden Helben dar. So ist es von Hoffnung und seliger Erwartung gestaltet und bestrahlt. Es zeigt uns ein Glück, das, bereits verloren geglaubt, von neuem und nun voll erkannt, herannaht. Daß dieses Glück nur Abschied nimmt, wissen wir, aber der Sprechende weiß es nicht. So haben die Traumphantasien Winkelrieds einen äußerst vielfältigen Stimmungsgehalt. Wohl laut der Behmut und des Entzückens durchdringt sie.

Überdies sind sie ein wundervolles Stück Naturpoesie. Wir haben hier eine Verherrlichung unserer Berge, ein Glaubensbekenntnis nach der Richtung dieser beglänzten und hilfebringenden Höhen hin, dem in der schweizerischen Literatur wenige gleichkommen. Es herrscht eine Intensität der Empfindung und Anschauung, der die glänzendsten Kunstmittel dienbar sein müssen. Um den leidenschaftlich schönen Einsatz „Im Lenz, im Lenz, wenn das reißige Licht“ könnte ein Symphoniker Frey beneiden. Keine Zeile ferner ohne plastische Verkörperungen! Man bemerke, wie vielfach kriegerisch gefärbt diese sind, sodaß ein Echo der wilden Zeit auch in diesen Friedensbezirken nachhallt („Wenn der Vorhut des Tages die Sterne erliegen . . .“ „Er [der junge Tag] hält das Iodernde Schwert in der Rechten . . .“)!

Steigerungen folgen sich oder gehen, sich hörbar, sichtbar, fühlbar machend, reihenweise, einander an Wirksamkeit überbietend. Dämmergraue Lautlosigkeiten werden zum blühenden Schall, zum Hochgesang vollkommener Erscheinung und Bewegung.

„Noch nirgend ist drunten ein Glöcklein erwacht,  
Und seufzend zerrinnen die Geister der Nacht.  
Die Firnen umbrandet das Frührot bald,  
Da umfaßt mich mit grünen Armen der Wald.  
Harzodem entströmt seinem schattigen Mund,  
Dran saug ich die kranke Brust mir gesund.  
Und wie die Glut in die Kronen schwimmt,  
Der Flühvogel sacht seinen Gesang anstimmt,  
Dann beginnen von zackigen Gurten und Balmen  
Die Morgenwinde die rauschenden Psalmen  
Und singen in hallende Klüfte und Klüften,  
Und die Laue orgelt von Firngesimfen . . .“

Vom verborgenen schweizerischen Tal führt dieser Teil der Freyschen Dichtung in die Weltlandschaft. Des Helden schlichte Innigkeit wächst zum Pathos an. Auf das Hirtenidyll folgt die heldische Ode.

Wie alles durch die wahre Kunst Dargestellte typisch wird, so wird uns Winkelrieds verlorenes Glück zum ursprünglichen, gottgewollten Menschen Glück an der Brust der Natur. Sein entschwebendes Traumbild weckt Trauer in uns. Seine Züge werden uns symbolisch. Das „Wald rüsten sie den Erntewagen“ wird doppelt ausdrucksvoll.

Winkelrieds Heimfahrt besitzt Feinheit der Erscheinung und festgefügte Form, schöne Parallelen, ebenmäßige Gliederung. Wir bemerken drei Hauptteile, von denen jeder, pianissimo beginnend,

mit Vollklang endet. Immerhin ist der mittlere, der von Winkelrieds Erwachen und Erlöschen umgrenzte, von den andern gesondert. Schon weil er ausschließlich in Seelengegenden spielt. Er ist der Ruhepunkt der Dichtung. Auch hat er ein gleich dem Namen des Helben Bleibendes, die Schönheit eines herrlichsten Landes zum Gegenstand, während vor- und nachher das vergängliche mittelalterliche Leben sich entrollt. In den beiden umrahmenden Teilen liegt der historisch-malerische und der historische Stimmungsgehalt des Werkes. Das lyrische Gewebe hat hier den starken epischen Einschlag.

Bilderreichtum war schon der äußern Handlung der Freyschen Dichtung gesichert, dieser Heldenfahrt, der betürmte Städte, Waldburg und Firneschein entgegenrücken und über der die weißen Segel rauschen. — Der Dichter vermehrt diesen Reichtum mit allen Mitteln und mit Malerlust. Erinnerung, Ahnung, seelische Erregung der Handelnden öffnen einer zweiten Erscheinungswelt Tür und Tor. Ihre plastische und an Vergleich reichen Ausdruckweise schafft Bilderzug. Beispiel: „Wenn die Morgenhauche streichen, Sinkt das matte Hochwachtfeuer Flatternd in die Asche nieder: So verglüht des Helben Blick.“ Gesichte schweben „nebeldampfumsprüht“ heran und stellen ihre stillen Gestaltzüge der klingenden Morgenschönheit entgegen.

In diesen Gesichten kulminiert das Grauen der Zeit, während sie gleichzeitig der Einheitlichkeit der Dichtung, die in durchsichtiger Erdenträchtigkeit besteht, trefflich dienen. Was kann das eigentliche Wesen der Mordschlacht besser bezeichnen, als daß, wie es hier die Krieger wahrnehmen, die Toten sich nachträglich in den Lüften anfallen, der Haß sich also in der Schlacht nicht gelöscht hat? Andererseits ist dieses Schlachtbild eben doch entlastet; es vergütet sein Grauen mit Stimmungsschönheit, überdies mit walddunkler, doch schmelzendster Landschaftslinie und mit Sternennähe.

„Doch mählich blaßten Mann und Speer,  
Zerflatternd rang das Schattenheer,  
Und zuckend in den höchsten Lüften  
Berrieselte das Nebeldüsten.“

Ueberhaupt gedeiht das Landesbild dem Dichter zu großer Vollständigkeit und mitten in seiner Gewitterbeleuchtung lieblich wilder Blüte. Ein Echo vom altschweizerischen Städteleben und Treiben der Märkte dringt an unser Ohr. Ihr Hornruf und Becherklang, Fauchzer und Schellenlied sind geweckt. Das Minnelied nimmt seine lang verschollene Klage auf.

Vom Dichter oft nur skizziert, tragen die Gestalten jene wesentlichen Züge, deren Vorhandensein ihre Gesamterscheinung feststellt. Von großer Anschaulichkeit sind sie namentlich auch in den Visionen:

„Die ergreiste Wimper hebend,  
Zählt der Priester die Erblüthen,  
Nimmt das Jahrzeitbuch zuhanden,  
Zieht den Docht der Ampel höher,  
Und Gebete murmelnd schreibt er  
Langsam Kriegsmann unter Kriegsmann  
Und ein Kreuzlein hinter jeden . . .“

Dieser Pfarrer, den die Schar der bei Sempach Gefallenen nächtlich heimsucht, tritt mit voller Deutlichkeit und ergreifend in unsere Vorstellung. In solchen Schweigesenen übrigens bringt Frey die gelassene Mannhaftigkeit unserer Väter meisterhaft zum Ausdruck, zu gleicher Zeit freilich auch, unser Gefühl nicht schonend, den Jammer ihrer Geschicke.

„Ihre Helme sind gespalten,  
Schwertzerrfurcht ist ihr Gewand,  
Schlaff herab am Wehrgehänge  
Hangen die blutrünstigen Hände,

Und durchs Gadengitter starren  
Die verblühten Augensterne.“

Ein Gegenstück zum Pfarrherrn und gleich ihm durch das Mittel volkstümlicher Anschauung dargestellt ist der Sänger.

„Halbster unversehrt  
Hat mit beim Wein gefessen,  
Bei Sempach mit geschlagen,  
Der kann wohl singen und jagen.  
Ist ein wehriger Kriegsmann  
Und ein frischer Gefell,  
Hat von lötigem Silber  
Eine Stimme so hell.“

Bei den eigentlich Handelnden sodann, den Fahrtgenossen, bringt Frey die ungebrochene Kraft und Naivität mittelalterlichen Lebens und Gemütslebens zur Geltung. Die Situation gestattet ihm überdies, Züge der Herzlichkeit und Innigkeit, der kindlichen Güte, pathetische Züge zu häufen. Diese alten Eidgenossen sind genau da genommen, wo sie am besten sein mußten; ihre ganze Seelentätigkeit ist auf Treue gestellt, zu bemerken ist der schöne und kraftvolle Ausdruck der freundschaftlichen Treue („Ihr zählt auf uns und wir auf euch!“). Die große Zeit hat den Bann der ungelenten Schweigsamkeit von diesen rauen Hirten genommen und ihnen Gewalt und Farbe des Wortes an seine Stelle gesetzt, jene Innigkeit der Anschauung, dürfte man wohl jagen, deren Zeugnisse heute auf unfern alten schweizerischen Kirchenscheiben glühen.

Schmerz und Freude haben hier eine Kraft und Ganzheit, die alle zögernden Gefühlsübergänge ausschließt. Das Recht zur Lebenslust wird rücksichtslos beansprucht („Nun laßt einmal die Toten ruhn . . .“).

Winkelrieds Heimfahrt umfaßt noch eine Reihe von Handlungsfolgen, die dank dem in der Dichtung waltenden stark mittelalterlichen Geiste den Charakter wirklichen Lebens haben. Es sind die wallenden Züge der Seligen, die unserm im Himmel ankommenden Nationalhelden den Ehrenwillkomm bieten. Die Glaubenszuversicht der Ländler schaut sie, während Winkelried im Sterben liegt und sie den Weg der abgehenden Seele mit ihrer Treue verfolgen, abstecken und bejirken. Der tranzendentale Glanz, gespeit von den kriegerischen Farben der Zeit und dem Schmelz und Schimmer der Landesfarben, leuchtet auf, wo es in der Dichtung am flüchtigsten und dunkelsten ist. Wir denken an mittelalterliche Meisterbilder. Nur ist es hier ein wohlbewehrtes Schweizerstädtlein, das Sanct Petri Schlüssel über den Wolken öffnet, und der energische Tellen schritt wiederholt in seinen steilen Gassen („Seht, wer schreitet stracken Ganges . . .“).

All den genannten Stimmungs- und malerischen Reizen paßt sich die Sprache innigst an, sie verschmilzt sie, wenn man das so nennen kann, zur vaterländischen Sprachmusik. Frey meistert den epischen Tonfall. Mit seiner Wortwahl greift er tief in die tragischen geschichtlichen Schauer und Feierlichkeiten. (Angeichts der am Ufer sich sammelnden Volksmenge: „Sie wollen uns erharren . . .“ Im Gedanken an die Toten: „Daß er alle herbergen könnte, die vergingen im Sempachstreit . . .“). Dem frommen Gefühl und Flehen, dem majestätischen, mittelalterlichen Glauben verleiht der Dichter einen Ausdruck, der choralartig in dem allgemeinen Sprachwohlklang schwillt und ihm die weihewolle Orgelbegleitung gibt: „Gott genade ihren Seelen!“

So hat Frey unserer vaterländischen Literatur eine vollendete Dichtung eingereicht. Und kann die große Kunst uns von Zeit zu Zeit ein triumphierendes „Tod, wo ist dein Stachel?“ lehren und eingeben, der Dichtung Winkelrieds Heimfahrt ist es vollauf und wundervoll gelungen.

Anna Fierz, Zürich.



## Heiland.

Ich bin die Flamme, die kein Wind verfehrt,  
Die teure Blut, die willig wiederkehrt,  
Ein heißer Tau, der in die Winter quillt,  
Der Ströme Strom, der in den Sphären schwillt,  
Der Scholle Kraft, des Saatforns Kampf und Not,  
Des Lebens Leben und des Todes Tod.  
Ich bin die Sehnsucht und das Licht der Zeit,

Die ewige Weisheit aller Ewigkeit,  
Der Wolke Weg, des Vogels Wanderdrang,  
Der Meere Brandung und der Sterne Gang,  
Der Donner Stimme und der Blitz der Nacht,  
Des Regenbogens siebenfarbene Pracht,  
Der Kronen Krone und der Ruhe Ruh  
Und dräng dir, Seele, meine Liebe zu.

Victor Hardung, St. Gallen.

## Agafia und der ihr Bestimmte.

Eine Swjattigeschichte aus Rußland von A. Durante, Freiburg.

Nachdruck (ohne Quellenangabe)  
verboten.

(Schluß).

Der „Sjotischelnik“ (24. Dezember) war herangekommen. An diesem Tage, wo Familienglieder und Sippsgenossen sich in Agafias „Ghata“ versammelten zum Liebesmahl „unterm Sterne“, sollte die Verlobung zwischen Taras und Agafia vor sich gehen. Agafia hatte ihren Willen durchgesetzt; nie und nimmer würde sie ihren Taras nun hingeben. In der Verwandtschaft, in der Sippschaft und im Dorfe hatte es viel Kopfschütteln, viel Gerede abgegeben darüber, daß das stattlichste Mädchen im Dorfe nicht einen ehrenhaften, gewichtigen gutgestellten Mann, sondern einen „Bosfjak“, einen Barfüßer, ohne Anhang und Vermögen zum künftigen Manne erkor. Dem Taras durfte aber keiner was in die Augen sagen; so arm und allein er auch war, umwob ihn doch ein geheimnisvoller Hauch, ein Etwas, das ihn von den andern Burschen jonderte. Sie flüsterten ab und zu, er sei vom Schicksal „gezeichnet“, daher der wehmutsvolle tiefe Blick und die zusammengekauerten Brauen. Man wußte nicht, wer seine Eltern waren. Soldaten hatten ihn während des Krieges in einem verlassenen Dorfe aufgefunden und heimgebracht in ihr Dorf. Sonst konnte nicht der mindeste Vorwurf ihn treffen. Unberechenbar ist solch ein Mädchen, dem es gegeben ist, seinen eigenen Willen haben zu dürfen: würde es durch Taras zur Vernunft gebracht, wenn er einmal der „Mann“ sei, fragten sich die Muschiks, denen es ein Arges schien, daß ein Mädchen derart über sich selbst verfüge.

Tiotja Awdotja hatte an diesem Tage in Haus und Hof, in Stube und Küche gewaltig viel zu tun. Agafia und deren Gespielfinnen halfen tüchtig mit, mußten aber manch Scheltwort mit in den Kauf nehmen, da junges, übermütiges Volk nicht immer Taugliches leistet.

Die Stube war stark geheizt, der Boden mit schönem frischem Sand bestreut, um die Heiligenbilder in der rechten Ecke hingen bunt ausgestickte Handtücher, in die Ampel war frisches Del gegossen worden. Der große Tisch nahm einen guten Teil der Stube ein; er war gedeckt mit weißem Binnen; unter das Tischtuch hatte man eine dünne Schicht Heu gelegt, zur Erinnerung an den Stall zu Bethlehem, in dem der Heilandsknabe an diesem Abende gelegen.

In Tulups und schweren Stiefeln kamen die Muschiks einer nach dem andern herein, die „Babas“ und Mädchen in ihren „Kazaweika“<sup>1)</sup> und warmen Tüchern um den Kopf; denn draußen knisterte der Schnee und fror es, wie es um diese Zeit zu frieren pflegt. Djadja<sup>2)</sup> Gerassim und Gebatter Zere mei kamen von weiterher mit Schlitten angefahren. Es waren gewichtige Männer und führten gute Dinge mit sich: Ferkel und Gebäck, Schinken, Meth und Wodka. All dies wurde sorgsam, mit Ehrerbietung, in die Küche geschafft.

<sup>1)</sup> Kurze Pelze.    <sup>2)</sup> Onkel.

War nicht jeder mit der Verlobung einverstanden, so war es doch ergötlich, die zwei Liebenden zu schauen; denn sie paßten, was Wohlgefälligkeit im Aeußern anbetraf, so gut zu einander wie das Auge zum Auge. Darüber waren fast alle ernsthaften Muschiks einig; die Frauen gaben nicht so leicht nach, besonders die Ältern nicht, weil manche von ihnen die Agafia für ihren Sohn oder ihren Großsohn oder ihren Täufling gerne gehabt hätte und sie dem Taras nicht gönnte. Es lag aber kein Grund vor, sich bei Essen und Trank heute etwas abgehen zu lassen von wegen des Aergers, im Gegenteil! Ein guter Schluß und ein schmachtender Bissen helfen über vieles hinweg.

„Batjuscha“<sup>3)</sup> kommt, hieß es plötzlich. Ein verstärktes Scharren mit den Stiefeln im Hausflur und ein verstärktes Stimmengewirr; dann betrat der alte Pope die Stube, mit ihm der Diakon und die Diakonscha. Die Popadja wäre auch mitgekommen, hätte sie nicht vor einem Jahre, in Folge eines Festessens während der „Swjalki“, das Zeitliche gesegnet. Eine weisevolle Pause trat ein; der Pope räusperte sich, der Diakon auch, dann blinzte er Agafia und Taras an — denn an solchen einträglischen Tagen pflegen Popen bei heiterer Laune zu sein — und hieß sie vortreten vor die Heiligenbilder. Der langhaarige Diakon, der mit Ueberflucht des Tisches beschäftigt war, überbrachte jetzt dem Popen die Ringe, die Awdotja auf einen schönen Teller gelegt hatte. Der Pope sprach Gebete über dem Diener des Herrn, Taras Smeljanowitsch, und der Dienerin des Herrn, Agafia Semenowna, steckte jedem von ihnen den Ring an den Finger und erklärte sie für anverlobte Brautleute. Drauf küßten sie sich, dreimal, wie es Brauch ist.

Einige Alte raunten sich zu: „Meinem Herzen ahnt es, hier wird nicht alles stimmen!“ und bekreuzten sich.

Nachdem man beratschlagt hatte, ob der „Stern“ wohl aufgegangen sei, und der Pope dies bejaht, ging man daran, sich zu Tische zu setzen. Awdotja, als älteste Frau des Hauses, als „Chosajka“, nahm eine Handvoll der Opferspeise des Tages, der „Kutja“, und warf sie in den glühenden Ofen, daß es aufzichte. Sie brachte damit dem alten Gotte ein Opfer, wie man es von alters her getan; ihn durfte man nicht umgehen, in den ihn von jeher geweihten Tagen seinen Zorn nicht heraufbeschwören.

Jetzt setzten sie sich. In mächtigen Schüsseln lag aufgetürmt die traditionelle „Kutja“, ein geweihtes Gericht aus Weizen und Honig oder Reis und Honig. Heute am „Sjotischelnik“ wurde es aufgetragen: gingen einst die Brautleute in die Kirche zur Trauung, so würde ein Knabe das Gericht ihnen vorantragen, und ging es einst zur letzten Ruh, so begleitete sie abermals die „Kutja“, voran das Kirchenbanner, darauf das geweihte Gericht, zuletzt die Totenbahre. Nebst der „Kutja“

<sup>3)</sup> „Väterchen“, hier der Dorfpope gemeint.